

Zwischen Autor, Text und Rezipient

Lukas Gomber*

Tagungsbericht zu „*Die Stimme des Intellekts ist leise* – *Klassiker/innen des politischen Denkens abseits des Mainstreams*“ der DVPW-Sektion „Politische Theorie und Ideengeschichte“, Georg-August-Universität Göttingen, 16.–18. September 2014

„Klassiker abseits des Mainstreams“ war das Thema der Herbsttagung 2014 der DVPW-Sektion „Politische Theorie und Ideengeschichte“, zu der *Walter Reese-Schäfer* und *Samuel Salzborn* eingeladen hatten. Schon im Vorfeld war das Thema umstritten. Auch während der Tagung blieb es eine Herausforderung, mit der Ambivalenz zwischen dem Anspruch der Tagung einer kritischen Reflexion der zunehmenden Kanonisierungsprozesse im Teilgebiet der Politischen Theorie, wie Reese-Schäfer es formulierte, und dem Titel der Veranstaltung: „Die Stimme des Intellekts ist leise“ – Klassiker/innen des politischen Denkens abseits des Mainstreams“ umzugehen. Einerseits ging es also in der Metaperspektive um die Frage, wer oder was die kanonisierten „Klassiker/innen“ sind und wie sie zu solchen wurden, während andererseits der Blick auf Texte und Autorinnen und Autoren „abseits des Mainstreams“ die Frage nach der Marginalisierung stellte. Insbesondere die letzte Frage beschäftigte die Tagung über weite Strecken und mit unterschiedlichen Herangehensweisen.

Die empirische Rezeptionsgeschichte, die Reese-Schäfer und Salzborn in ihrer

Keynote vorbrachten, relativierte den Eindruck eines monolithischen Kanons. Die Analyse der Lehrbücher offenbarte: Jenseits von Platon, Aristoteles und Machiavelli zeigen sich schnell erste Risse, die bis ins 20. Jahrhundert immer größer werden und den vermeintlich stabilen Block klassischer Autoren zu einem eher losen Feld wichtiger Referenzautoren machen. Die empirische Betrachtung von Reese-Schäfer schärfte den Blick zugleich für zwei Leerstellen, die die Tagung immer wieder beschäftigten: den eklatanten Mangel an Frauen (mit Ausnahme Hannah Arendts) und nichtwestlichen Autorinnen und Autoren. Konnten für die Lehre doch noch einige zentrale Autoren gefunden werden, ließen sich für die Forschung, gemessen an der Beschäftigung mit bestimmten Autorinnen und Autoren auf den Sektionstagungen der DVPW, keine so deutlichen Konzentrationsprozesse beobachten, wie Salzborn berichtete. Ob ein Klassiker der Lehre auch Klassiker der Forschung ist, ist also fraglich.

Das erste Panel widmete sich den Rezeptionsprozessen in der Politischen Theorie und Ideengeschichte. *Marcus Llanque* betonte, es seien weniger die Autorinnen und Autoren, sondern die Texte, die durch permanente Rezeption zum Klassiker würden. Die Rezeption, die sich über die Schritte der Selektion, Adaption und Interpretation vollzö-

* Lukas Gomber, M. A., Georg-August-Universität Göttingen
Kontakt: lukas.gomber@sowi.uni-goettingen.de

ge, erfolge zudem unter einem jeweils spezifischen Zugriff: dem des Archivs und dem des Arsenal. Während das Archiv im Katalogisieren und im Im-Bestand-Halten oder im Am-Bestand-Arbeiten bestehe, zeichne sich das Arsenal als ein instrumenteller, problemorientierter Zugriff auf die vom Archiv bereitgestellten Texte zur Beantwortung aktueller Fragen aus. Begreift man die Lehre und Lehrbücher eher als Bereitstellen eines Bestandes und die Forschung eher als zweckmäßigen Zugriff auf diesen, lässt sich der unterschiedliche Grad der Kanonisierung beider Wissenschaftsbereiche besser verstehen. In der Diskussion der Begriffe, die im Verlauf der Tagung wichtige Referenzen blieben, wurde klar, dass die bewusste Auswahl nur die eine Seite der Kanonisierung sein kann und zumindest die eventuellen zufälligen Prozesse der Nichtbeachtung reflektiert werden müssten, was in den späteren Vorträgen auch mehr in den Fokus rückte.

An die Diskursivität der Kanonisierung knüpfte *Alexander Weiß* im zweiten Vortrag des Panels an. Einer zunehmenden Fokussierung auf die westlichen Stationen der Demokratie, von der antiken Polis zur Französischen Revolution zuungunsten (vorder-)asiatischer und indianischer Beiträge zur Geschichte der Demokratie, versuchte er durch die Betonung nichtwestlicher *Akteure* entgegenzuwirken. Er brachte mit Figuren wie Simón Bolívar, Sun Yat-sen und Mahatma Gandhi einen neuen Typ der/des Autors/-in ein, der einerseits zwar eine nichtwestliche Perspektive aufzeigte, der/dem aber andererseits als Protagonisten/-in der Politik, nicht der Wissenschaft, eine für den politikwissenschaftlichen Diskurs weniger mächtige Sprecherrolle zukommt. Von einem ähnlichen Rezeptionsproblem berichtet auch *Sebastian Edinger* im zweiten Panel in seinem Vortrag über den Privatgelehrten Panajotis Kondylis. Seiner Rezeption standen sowohl seine Unabhängigkeit vom universitären Wissenschaftsbetrieb wie seine Abstammung aus dem diskursiven Randgebiet Griechenland im Wege; trotz inhaltlicher Anschlussfähigkeit, wie Edinger mit einem Vergleich von

Foucaults Biopolitik und Kondylis Planetarischer Politik zu zeigen versuchte. Hierbei, wie auch noch in späteren Vorträgen, wurde deutlich, dass die Marginalisierung bestimmter Texte nicht von ihrer/ihrer Autor/-in zu trennen ist, auch wenn es – falls Llanque recht hat – vor allem die Texte und nicht so sehr die Autorinnen und Autoren sind, die zu „Klassiker/innen“ werden. Zumindest insofern mit der/dem Autor/-in eine mehr oder weniger mächtige Sprecherposition verbunden ist.

Mit der wenig mächtigen Stellung von Frauen im Kanon der Politischen Theorie und Ideengeschichte beschäftigten sich die ersten beiden Vorträge des zweiten Panels. *Antonia Schmid* stellte Hannah Fenichel Pitkins Repräsentationstheorie vor und fragte, inwieweit Pitkin als jüdischer Emigrantin breitere Rezeption verwehrt blieb. Der Vortrag trug zur weiteren Differenzierung des Klassikerbegriffs bei, denn, so der Einwand in der Diskussion, zumindest für die Beschäftigung mit politischer Repräsentation sei Pitkins Buch erste Anlaufstelle. Ein Text könne also ein „bereichsspezifischer Klassiker“ aus dem Arsenal zur Beantwortung bestimmter Fragen sein, ohne sich in der Dichotomie von Klassiker und Marginalisierten gleich auf der Seite der Marginalen wiederfinden zu müssen. Dass eine gründliche Archivarbeit die Voraussetzung für die Entwicklung von Alternativen und neuen Lesarten ist, zeigte auch *Harald Bluhm* mit seinem Vortrag über die beiden Smith-Adaptionen von Sophie de Grouchy und Harriet Martineau. Für Bluhm sind beide integrale Elemente einer feministischen Ideengeschichte. Insbesondere bei Martineau verwundert ihre Stellung heute, weil sie in ihrer Zeit breit rezipiert wurde und einen im Vergleich mit Alexis de Tocqueville reformistischeren und kritischeren Bericht von der amerikanischen Gesellschaft vorlegte, welcher aber nie ähnliche Wirkung entfaltete.

Dass sich ein heutiger Klassikerstatus nicht von seiner eventuell sehr erfolgreichen historischen Rezeption ableiten lässt und umgekehrt, wurde im Verlauf der Tagung

immer wieder deutlich. Ob bei Arnold Brecht, der von *Hanna Bethke* vorgestellt wurde und dem trotz starker Rezeption und großem Lob zu Lebzeiten eine spätere Rezeption verwehrt blieb, oder bei dem von *Andreas Busen* eingebrachten „arabischen Machiavelli“ Ibn Khaldûn, der ebenfalls oft (posthum) euphorisch besprochen und doch ebenso schnell vergessen wurde. Die Gründe dafür sind vielfältig. Bei Brecht, einem ehemaligen Politiker, trug wohl sein eigenes enges, von der Erfahrung geprägtes, Vorverständnis von Politik und ein Wandel des Theorieverständnisses zur mangelnden Anschlussfähigkeit bei; bei Ibn Khaldûn hingegen scheinen neben materiellen Faktoren wie der fragmentarischen Übersetzung und dem Umfang des Werks die passenden Schubladen des Archivs schon mit anderen Autoren belegt gewesen zu sein, so dass eine Einreihung in der Ideengeschichte heute wenig Neues liefert und auch dort wenig Resonanz findet.

Der zweiten identifizierten Leerstelle im Kanon der Politischen Theorie, dem Mangel an nichtwestlichen Autorinnen und Autoren, widmete sich das dritte Panel. Nach *Andreas Busens* Vorstellung Ibn Khaldûns beschäftigte sich *Björn Goldstein* mit dem „seltsamen Mangel an Mengzi, Periyar Ramasami und Aurobindo Ghose in der politischen Theorie des ‚Westens‘“. Der westliche Ethnozentrismus lasse, so Goldstein, nur eine stereotype Rezeption nichtwestlicher Autorinnen und Autoren zu. Dagegen brachte er die drei höchst unterschiedlichen asiatischen Autoren in Stellung, die seiner Auffassung nach alle vermeintlich genuin westliche Ideen auf autochthone Weise entwickelten und uns heute alternative Narrative zur Begründung von Menschenrechten und Kritik der Macht (Mengzi), Fortschritt (Aurobindo Ghose) sowie Individualismus und Religionskritik (Periyar Ramasami) eröffnen könnten.

Im ersten Vortrag des Panels ging *Ina Kerner* anhand der Rezeptionsgeschichte von einem der „Urväter der *postcolonial studies*“, *Frantz Fanon*, der Frage nach, was, wann und

wo gelesen wurde. Sie zeichnete eine höchst wechselhafte Geschichte nach, die von der Kritik Fanons als Apologeten der Gewalt in den 1970er Jahren nach Jahren des Vergessens zu der gegenwärtigen Lesart als postkolonialen Humanisten führte. Die Dynamik seiner Rezeption und die von vielen anderen der vorgestellten Autorinnen und Autoren machen Llanques Klassiker-Definition der dauerhaften Rezeption problematisch. Im historischen Maßstab allerdings gibt es keinen Autoren, dessen Werk nicht bestimmten Konjunkturen und Phasen des Vergessens unterworfen war. *Martin Saar* machte im Laufe der Diskussion darauf aufmerksam, dass gerade der Moment der Aktualisierung von etwas zuvor Vergessenem elementar zur Erfahrung des Klassischen dazugehöre. Das Beispiel *Fanon* zeigte aber auch, wie unterschiedliche Texte in unterschiedlichen Problemkontexten neu aufgegriffen und losgelöst von den bisherigen Zuschreibungen der/des Autors/-in neu interpretiert werden können.

Philip Erbentraut stellte im vierten Panel die Bedeutung des Klassikers selbst in Frage. Auf den Spuren *Hans Rosenbergs* versuchte er, Ideengeschichte, am Beispiel der Parteientheorie im Vormärz, nicht als „Gipfellauf“, das heißt Fokussierung auf die wenigen Autorinnen und Autoren ersten Ranges, sondern mit Blick auf die vielen Autorinnen und Autoren „zweiten und dritten Ranges“ zu betreiben. Erbentrauts Verfahren fragt nach der Repräsentativität klassischer Texte für die historischen Diskurse. Kristallisieren in den klassischen Texten die zentralen Momente der Debatten, wie *Reese-Schäfer* meinte, oder lässt sich diese Frage nur durch eine möglichst breite Rekonstruktion der historischen Diskurse beurteilen? Für die Kontextualisierung ideengeschichtlicher Texte plädierte auch *Sybille de la Rosa* in der Abschlussrunde. Nur diese ermögliche das Verstehen des Anderen als Anderes und könne so die Kontingenz der eigenen Position erfahrbar machen. Nur ein solches Verfahren ermögliche es, die Titel gebenden „leisen Stimmen“ hörbar zu machen. *Oliver Flügel-Martinsen* fragte hingegen in der Dis-

kussion zu Erbentrauts Vortrag, ob in einem solchen Verfahren tatsächlich die Andersartigkeit des historischen Diskurses erfasst werden könne oder ob nicht heutige Annahmen, manifestiert in unseren Begriffen, in sie hineingelesen würden.

Mag eine historische Kontextualisierung im Rahmen des Archivs angemessen sein, stellt sich die Frage, welche Bedeutung der historische Diskurs für problemorientierte Reaktualisierung hat. *Daniel Schulz* versuchte eine solche im fünften Panel am Beispiel von Anacharsis Cloots und seiner Idee des Weltstaats in der Zeit der Französischen Revolution. Gerade der revolutionäre Kontext erleichtere die Problematisierung der überschießenden Geltungspotenziale von Cloots' kosmopolitischem Universalismus. Einerseits ist es die Parallelität der historischen Problemanalysen, die eine Reaktualisierung so fruchtbar machten, andererseits lenkte der Vortrag von Schulz den Blick auch auf die heutigen Diskussionen, innerhalb derer eine solche Reaktualisierung ermöglicht oder eben verunmöglicht wird. Eine neue Diskursformation kann, ähnlich wie bei Bethke im vorigen Vortrag zu Arnold Brecht, wo es zum Versanden der Rezeption führte, entweder zum Ausschluss eines vorher hochgelobten Textes oder zur Neuentdeckung einer/eines bisher wenig beachteten Autors/-in führen.

Bereits im vierten Panel sah sich *Paul Sörensen* bei dem von ihm vorgestellten Autor Cornelius Castoriadis mit ganz ähnlichen Problemen konfrontiert. Sörensen stellte insbesondere zwei Rezeptionshemmnisse in den Vordergrund, die trotz aller potenzieller Anschlussfähigkeit an heutige Debatten, zum Beispiel zum Postfundamentalismus (Oliver Marchart), einer breiteren Rezeption Castoriadis' entgegenstehen: erstens Castoriadis' disziplinäres Grenzgängertum, das eine saubere archivarische Sortierung behindere. Trotz inhaltlicher Anschlussfähigkeit kann Castoriadis so im heutigen politiktheoretischen Diskurs kaum gehört werden. Die disziplinären Grenzen der Rezeption, die er dabei offenlegte, so ließ sich folgern, werden gerade angesichts der heute vehement geforderten Inter-

disziplinarität immer häufiger zu einer Herausforderung für die Kanonisierung und damit andauernde Rezeption. Zweitens verhindere Castoriadis' „Privatsprache“ eine breitere Wirkung. Mit der Form des Textes tritt so eine weitere Dimension hinzu, die zum Klassikerstatus beiträgt. Wie schon bei Kondylis und Pitkin stellte sich die Frage, inwieweit Stil und Tonalität einer/eines Autors/-in zur Verbreitung ihrer/seiner Texte beitragen. Vielleicht ist es gerade eine bewusste sprachliche Selbstmarginalisierung, mit der sich manche Autorinnen und Autoren gegen eine umfassende Rezeption wehren. So bleibt einer/einem solchen Autor/-in, wie Reese-Schäfer es formulierte, nur noch der Status als „Klassiker des Marginalen“.

Gerade dieses höchst subjektive Moment rückte die/den Leser/-in in den Fokus, den *Frauke Höntzsch* in der Abschlussdiskussion zum eigentlichen Garanten des Klassikerwerdens erhob. Höntzsch sprach sich für ein leserorientiertes Textverständnis aus, dass nach Llanques Schritt von Autor/-in zum Text gewissermaßen noch einen Schritt weiter zur/zum Leser/-in machte. Für Höntzsch könne ein Text nur dann zum Klassiker werden, wenn er möglichst viele Unbestimmtheitsstellen, wie sie es in Anknüpfung an Roman Ingarden formulierte, aufweise. Diese ermöglichen ein Ablösen vom historischen Kontext und öffnen so die Interpretation. Je mehr dieser Unbestimmtheitsstellen ein Text aufweise, desto fruchtbarer sei das Bergen und Reaktualisieren. Das brachte ihr von *Sybille de la Rosa* den Vorwurf der Machtvergessenheit ein, den Höntzsch durch das Einbinden von Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes Konzeption des „leeren Signifikanten“ nachholen könne. In eine ähnliche Richtung ging die Kritik von Martin Saar, der am Beispiel Machiavellis und dessen starker Kontextgebundenheit eher von Überdeterminiertheit als von Unbestimmtheit sprechen wollte.

Auch *Elisabeth Conradi* nahm in der Abschlussdiskussion die/den Rezipienten/-in in die Pflicht, jedoch aus einer gänzlich anderen Perspektive. Conradi warb für gründliche und systematische Archivarbeit, die sich

die Kenntnis der blinden Flecken des Kanons und der Rezeptionshemmnisse zunutze machen sollte, um so die potenziellen Klassiker in der schier unendlichen Fülle des Materials zu identifizieren. Nur eine reflektiertere Auswahl der Texte kann eine weitere Zementierung des Kanons und den dauerhaften Ausschluss von Frauen, nichtwestlichen und allen anderen, die durch die tradierten Raster fallen, verhindern. Für dieses Programm und zu einer Reflexion der Auswahl der Texte hat die Tagung in Göttingen sicherlich beigetragen. Sowohl in der rezeptionsgeschichtlichen Betrachtung der Klassi-

ker auf Makroebene wie auch im Durchgang durch das Denken der einzelnen vorgestellten Autorinnen und Autoren auf Mikroebene wurde der Blick geschärft für die eigene Textauswahl in Forschung und Lehre. Zu beachten bleibt dennoch bei der Rolle der/des Lesers/-in, dass auch die Rezeption (zum Beispiel in der Lehre) an eine Diskursposition gebunden ist, die mit mehr oder weniger Macht verknüpft ist. Die Rezeption eines Klassikers sagt also, wie Marcus Llanque schon im ersten Vortrag betonte, möglicherweise mehr über die/den Rezipienten/-in als über die/den Rezipierte/-n aus.